

Metaphysische Trauerarbeit

Michel de Certeau's „Die mystische Fabel“

■ HARTWIG BISCHOF

Über Jahrtausende hinweg bestimmte der Einbruch der göttlichen Sphäre in die kontingente Welt den Fortgang der menschlichen Kulturgeschichte ganz wesentlich mit. Die Botschaften des „ganz anderen“ gaben wie selbstverständlich markante Leitlinien und Richtungsweiser für die unterschiedlichsten menschlichen Gesellschaften ab. Wie kommt es, dass wir seit Beginn der Neuzeit dieses Erbes mehr und mehr verlustig gegangen sind? Entlang dieser Leitfrage taucht Michel de Certeau in seiner „Mystischen Fabel“ in die Geschichte des Christentums ein und liefert damit einen herausragenden Beitrag zum (Selbst-)Verständnis des Christentums ab.

Nach Michel de Certeau haben es die Christen im ersten Jahrtausend grosso modo wunderbar geschafft, das Fehlen des Leibes ihres Gründers durch einen sakramentalen und ekklesialen Körper zu kompensieren und über diesen Weg die Stimme Gottes in der Welt gegenwärtig zu halten. Die Metasprache der Theologie erlaubte es allen unmittelbar an eine kosmologisch verbürgte Anwesenheit Gottes anzudocken, aber spätestens im 12. Jahrhundert beginnt diese Einheit massiv zu zerbrechen. Statt der univok verwendeten Sprechweise, die eine Gesamtwirklichkeit in sich zusammenfasste, wurde es mehr und mehr nötig, neue Worte zu gebrauchen, gar zu erfinden, die nicht mehr vom Gesamtkörper der Kirche ausgingen, sondern vom Einzelkörper der betreffenden Person. Funktionierte die mittelalterliche Weitergabe eines göttlich inspirierten Wortes noch über Kopisten, so sind nunmehr Übersetzer vonnöten. „[...] der Kopist verwandelt seinen Körper ins Wort des anderen, er imitiert und inkarniert den Text in einer Liturgie der Reproduktion; in einem Zuge verleiht er dem Wort einen Körper (et verbum caro factum est) und

macht das Wort zu seinem eigenen Körper (hoc est corpus meum) in einem Prozess der Assimilation, der die Unterschiede auslöscht, um dem Sakrament der Kopie Raum zu geben. Der Übersetzer hingegen [...] produziert, aber ohne eigenen Ort, in diesem Dazwischen, auf jener Linie, an der Sprachen in der Begegnung mit der je anderen gleichsam auf sich selbst zurückbranden.“¹ Damit taucht erstmals so etwas wie ein Autor auf, der sich nicht auf eine möglichst genaue Imitation beschränken darf, sondern der umgekehrt mit seiner eigenen Sprache Sinn erzeugen muss, und dies daher mit einer neuen, von Gegnern als barbarisch verleumdeten, Sprache tut, was de Certeau unter anderen am Beispiel von Johannes vom Kreuz zeigt.

Mystische Rede verortet sich damit in einer eigenwilligen Außenseiterposition, die dem Autor der „Mystischen Fabel“ auch von der eigenen Biografie her vertraut ist. Schließlich war er von seinem Orden, den Jesuiten dazu beauftragt gewesen, die Geschichte der Societas Jesu zu erforschen, was der Historiker de Certeau über Gebühr erfüllte, indem er in seinen systematischen Analysen eine gewaltige Zusammenschau unterschiedlichster Bruchstellen zum neuen Fundament des Christentums aneinander fügte. Kein Wunder, dass er außerhalb christlicher Kreise viel bekannter ist als innerhalb, als Kulturtheoretiker und Historiker genießt er so etwas wie Weltruhm, im Raum der Theologie hingegen führt er auch 25 Jahre nach seinem Tod eine bescheidene Randexistenz. Er hat zu einer umfassenden metaphysischen Trauerarbeit angesetzt, indem er den spezifischen Sprachgebrauch der Mystiker auch zu seinem eigenen gemacht hat. Die Mystik entbehrt den „Gegenstand“ ihres Nachdenkens, was ihr an Fundament per definitionem fehlt, erringt



¹) Michel de Certeau, *Mystische Fabel*, 16. bis 17. Jahrhundert, Aus dem Französischen von Michael Lauble, Mit einem Nachwort von Daniel Bogner, Berlin 2010, 194.

■ „Mystiker ist, wer nicht aufhören kann zu wandern und wer in der Gewissheit dessen, was ihm fehlt, von jedem Ort und von jedem Objekt weiß: *Das ist es nicht.*“ (Michel de Certeau)



Michel de Certeau, 1925–1986

sie in ihrer immer wieder neu ansetzenden Sprechpraxis. Die mystischen Diskurse „müssen beweisen, dass sie (als ‚Mystiker‘) von einem *andersartigen* Ort aus sprechen und zugleich (als ‚Christen‘) *derselben* Inspiration unterstellt sind. Sie gehen nicht von den Autoritäten aus, sollen aber denselben Geist zeigen wie sie. Die Quelle, die unvermutet im Keller aufgebrochen ist, muss denselben Namen tragen wie das Haus, in dem sie sprudelt“². Dass dieser Spagat auch zu außergewöhnlichen, „ver-rückten“ Erscheinungen führte, zeigen die von de Certeau in einer Vorgängerpublikation ausführlich analysierten Vorkommnisse im Ursulinen-Konvent von Loudon genauso, wie die von ihm immer wieder ins Treffen geführte Lebensgeschichte von Jean-Joseph Surin, einem Jesuiten und Seelsorger im 17. Jahrhundert.

Surin, selbst von den immensen Spannungen der mystischen Sprechpraxis in Verzweiflung und Wahnsinn getrieben, rettet sich, indem er zu Schreiben beginnt und auf diese Weise zumindest eine zeitweilige Verortung zustande bringt. Surin nimmt dabei den Platz anderer ein, zum Beispiel den eines hypothetischen Lesers, und schafft mit dieser Erfindung den Raum für die Repräsentation des Anderen schlechthin. Theresa von Avila, eine weitere Kronzeugin bei de Certeau, vergleicht die menschliche Seele mit einer Burg, eine Metapher, die einige Ähnlichkeiten mit den Liebesgärten in der erotischen Literatur der Renaissancezeit aufweist. Die Burgmetapher leistet dabei ein Doppelples, einmal beschreibt sie

einen klaren Ort, den sich Therasas Leser vorstellen können, andererseits gilt es aber die einzelnen Bereiche der Burg erst zu betreten beziehungsweise für die eigene Seelenburg erst zu bauen. Damit wird aber das starke Bild der Burg, der man doch so gerne Standhaftigkeit und Unverrückbarkeit zugestehen möchte, selbst noch einmal in den Maßstab des Einbruchs des ganz Anderen in diese Welt genommen. Auch die Trutzburg ist kein stabiler Ort, selbst dort ist die Seele allenthalben Verschiebungen ausgesetzt, die sie sich selbst entfremden und im Gegenzug dem ganz Anderen annähern.

Als extremes Beispiel des mystischen Wanderers bringt de Certeau das Beispiel von Jean Labadie, der seine Laufbahn als Jesuit beginnt, zwischenzeitlich Jansenist wird, um schließlich als calvinistischer Gründer einer Gemeinschaft zu enden. Trotz dieses Beispiels eines Entwurzelten, der mehr getrieben wird als dass er selbst vorwärtsschreiten würde, bleibt für Michel de Certeau die Wegmetapher ein leitendes sprachliches Muster, auf dem sich viele „Erfolgsgeschichten“ von Hadewijch bis Angelus Silesius eingeschrieben haben. „Mystiker ist, wer nicht aufhören kann zu wandern und wer in der Gewissheit dessen, was ihm fehlt, von jedem Ort und von jedem Objekt weiß: *Das ist es nicht.* Er kann nicht *hier* stehenbleiben und sich mit *diesem da* zufrieden geben. Das Verlangen schafft einen Exzess. Es exzediert, tritt über und lässt die Orte hinter sich. Es drängt voran, weiter, anderswohin. Es wohnt nirgendwo.“³ Die mystische Wissenschaft, die keinen „Gegenstand“ wie andere Wissenschaften besitzt, kann kein Ziel kennen, das sich definieren ließe. Sie kann sich aber auch nicht mit der Beschreibung einer bloßen Abwesenheit zufrieden geben, denn diese Abwesenheit präsentiert sich nicht als Loch oder Leerstelle zwischen den positiv bestimmbaren Elementen ihres eigenwilligen Kosmos. Vielmehr drängt sich diese Abwesenheit als überwältigende Fülle des ganz Anderen in jede kleine Aussparung des mystischen Diskurses, bläht diese zu einer schmerzhaften gigantischen Lücke auf – und lässt die mystische Sprachpraxis einfach weiterwandern. ■

2) *Ebd.* 294.

3) *Ebd.* 487.